

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 61 (1957-1958)
Heft: 2

Artikel: Der lackierte Brillenträger
Autor: Felten, Arthur von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662203>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bekannte Messeplätze im Ausland waren Frankfurt, Leipzig und Breslau in Deutschland, Alessandria und Bergamo in Italien, Beaucaire und Lyon in Frankreich, Budapest und Debreczin in Ungarn.

Zu einer Zeit, da das moderne Verkehrsmittel fehlte, waren Messen und Märkte beinahe die einzige Gelegenheit, sich viele zum Leben notwendige Waren zu verschaffen; auch boten sie fremde Kaufgüter und viele Dinge, die für den Käufer vom Land eine grosse Lockung waren. Tuch, Gewürze, Schmuckgegenstände, Gerätschaften, Töpfe und Geschirr, Seilerwaren, Lebens- und Genussmittel sind alte Handelsgüter, die heute noch auf den Messeständen zu sehen sind. Beliebt waren auch die vielen landesüblichen Spezialitäten wie Magenbrot, Basler Leckerli, Messmücken, Glarner Birnbrote, Biberfladen, Türkischer Honig u. a. m.

Zu den Messefreiheiten gehörten aber seit jeher auch mannigfaltige Lustbarkeiten. Alt sind hier die Rössli-Reitschulen, als Objekt der Kraftprobe der «Hau den Lukas», die Nagelstände und die Schiessbuden. Beliebt waren seit jeder die Schiessbuden-Abnormitäten wie das Kalb mit der zwei Köpfen oder «Der grösste Mann der Welt» usw.

Mit der Entwicklung der Verkehrstechnik und in erster Linie mit dem Bau der Eisenbahnen erlitt das Messewesen einen spür- und sichtbaren Rückschlag. Einzelne Marktplätze aber behaupteten ihre Stellung und schwangen sich sogar in neuer Form zu internationaler Bedeutung auf. Zu diesen zählen Basel mit seiner Mustermesse, dann Lyon, Mailand, Leipzig und Köln. Wo früher die Pferdefuhre oder nur der Marktkrämer mit dem aufgeschnallten Tragkorb genügte, bedient sich heute der Kaufmann der modernen Verkehrsmittel, und selbst an kleineren Plätzen sieht man selten mehr einen Marktfahrer ohne Auto. Vieles hat sich in Jahrhunderten geändert, geblieben ist die Freude an den Messen, die Freude an ihrem Betrieb und ihrer Regsamkeit.

Hinterindisches

Ein Engländer, der in Indien weilte und seine Schwiegermutter sehr fürchtete, wurde eines Tages von seiner Frau gerufen:

«Henry, komm schnell mit deiner Flinte, auf meine Mutter geht ein Tiger los.»

Doch Henry antwortete ganz erstaunt: «Aber Darling, warum soll ich denn einem Tiger Hilfe leisten?»

L. H.

Arthur von Felten

D E R L A C K I E R T E

B R I L L E N T R Ä G E R

Genau so klein und kugelrund wie vor einem viertel Jahrhundert ist der «Gopferglemmi üs em Elsis» auch im September 1939 wieder zum Aktivdienst eingrückt; nur schien er nicht mehr so wendig und beweglich, abgesehen vom Mundwerk, das in üblicher Weise auf voller Tourenzahl lief.

Obwohl Mann und Sack unterdessen viele Haare verloren haben, waren beide immer noch zu losen Streichen aufgelegt. Heutzutage ist es zwar schwierig, in verlassenen Wirtschaftslokalen elektrische Klaviere auseinanderzunehmen, um einer Soldaten-Ländlerkapelle das nötige musikalische Schlagzeug zu verschaffen, denn diese Wunderinstrumente sind unterdessen aus der Mode gekommen. Auch sonst hat sich der Gopferglemmi den Zeitumständen angepasst. Er beachtete die Neutralität jetzt gewissenhafter als während des ersten Weltkrieges. Damals knurrte er bei jedem missliebigen Befehl: «Vive la France, merde la Prüss, d'Schwobe miend zum Elsis us!» Nunmehr schimpfte er weniger einseitig: «Vive la Suisse! 's isch alls e Bschiss. Im Elsis kunnt kai Sau meh drüs.» Man vermutet, er sei der Urheber des derben Soldatenwitzes von den «zwai Meeglikaita», doch soll damit dem Verdienst des wirklichen Autors beileibe nicht zu nahe getreten werden. Auf jeden Fall hat er, der Gopferglemmi, ohne je eine Hochschule von innen gesehen oder von einer Professur auch nur eine Ahnung zu haben, aus einem gewöhnlichen Sterblichen einen Doktor gemacht, und die Art und Weise, wie er diese zivile Beförderung während des Militärdienstes bewerkstelligte, sei hier verraten.

Die selige vierte Kompagnie des Solothurner «Schnapsbataillons» bevölkerte ein gottverlassenes Juranest. Der Zug, dem der Gopferglemmi angehörte, schnarchte auf dem Boden eines Schopfen-

baues, wo die Brotsäcke mit Draht am Mittelbalken befestigt wurden, um ihren Inhalt den Ratten zu entziehen, die auf der nächtlichen Nahrungs-suche gemütlich über die Schnäuze der pfusenden Krieger huschten. Die Gamellen waren noch nicht feldgrau gestrichen, sondern schwarz lackiert. Hin und wieder mussten sie neu aufgefrischt werden, wozu jeweilen eine Büchse prima Lack zur Verfügung stand.

Im ganzen Zug gab es unter den Füsln einen einzigen Brillenträger. Dessen Vorfenster ärgerten den Gopferglemmi in zunehmendem Masse. Und als er eines Nachts Kantonnementswache stehen musste, bemerkte er, dass der im Stroh schnarchende Brillenträger vergessen hatte, die Gläser abzunehmen. Das war ein gefundenes Fressen!

Der ahnungslos schlummernde Füsel erwachte plötzlich, im Glauben, eine verdammte Ratte sei ihm über das Gesicht gekrochen, zumal er ein Rascheln vernahm, das sich gegen die Schopftüre entfernte. Von Ekel erfasst, betastete er mit dem Handrücken das Gesicht, und es schien, als fühle es sich feucht und schmuselig an. Auf dem Rücken liegend, fiel ihm gleichzeitig auf, wie das trübe Licht der Stallaterne, die am Balken zwischen den Brotsäcken hing, merkwürdig rötlich schimmerte. Er fuhr sich über die Augen und entdeckte die Brille auf der Nase. Die Gläser waren ebenfalls feucht. Nun bekam er es mit der Angst zu tun. Vielleicht hatte er sich im Schlaf geschnitten und blutete. Erschrocken setzte er sich auf, riss die Brille vom Gesicht und untersuchte sie gründlich. Mit einiger Mühe stellte er fest, dass sie, von prima klebendem Gamellen-Lack bestrichen, tief-schwarz glänzte.

«Saubande!» knirschte er und rief halblaut der Kantonnementswache; doch wartete er vergeblich auf Antwort. Wahrscheinlich war nicht eine Ratte, sondern die Wache raschelnd Richtung Ausgang verduftet. Aber das würde ihr nicht viel nützen. Auf der Liste, die mit Reissnägeln an die Wand geheftet war, liess sich der Sünder am Morgen leicht ausfindig machen. Der Brillenträger grub die Taschenuhr aus dem Waffenrock und merkte sich die Zeit: die Geisterstunde war gerade zur Hälfte verstrichen. Er schob die Brille unter den Tornisterdeckel und legte sich mit grimmigen Racheschwüren aufs Ohr.

Bei der Tagwacht überhörte er die anzüglichen Bemerkungen der Kameraden und stolperte zur Bretterwand, um auf der Liste den Namen des vermutlichen Täters zu suchen. Er fand nur noch

die vier Reissnägel; der Papierbogen war weggerissen. Die andern foppten ihn und fragten, ob er aus Afrika komme oder den Kürbis mit der Gamelle verwechselt habe. Ein Gefreiter hielt ihm den Reklamespiegel einer Schuhfabrik vor das Gesicht. Der Brillenträger musste zu seinem Entsetzen sehen, dass die halbe Visage, vor allem die Nase, der Schnauz, die Augenbrauen und die Haare an Stirne und Schläfen, ihren Teil bekommen hatten. Die schwarzen Flecken leuchteten ihm in geradezu diabolischem Glanze entgegen. Wütend verliess er den Schopf, begleitet von einer rassenden Lachsälve.

Der lackierte Füsel schlich in die Küche und erbat sich von der verblüfften Hausfrau heisses Wasser. Es war aber ein untaugliches Mittel. Der Lack blieb hartnäckig haften. Darauf stellte ihm die Frau die Petrolkanne hin. Er probierte die Wirkung an der Brille. Die schwarze Politur nahm in der Tat reissaus, doch brach bei dem kräftigen Reiben die Fassung. Ein Glas kollerte zu Boden und zersplitterte. Ueber dieses neue Pech schimpfte er wie ein Rohrspatz, denn bis die Ersatzbrille eintraf, mochten vierzehn Tage vergehen. Grollend säuberte er mit dem übelriechenden Petrollappen das Gesicht. Fortwährend sah er am Fenster höhnische Grimassen neugieriger Füsel. Zuletzt ergriff er Seife und Waschtuch, um den Gestank zu vertreiben.

Der Zug besammelte sich auf der Strasse und marschierte ohne ihn ab zum Scharfschiessen. Nun blieb noch das Problem zu lösen, wie die Sicht auf dreihundert Meter hergestellt werden könnte. Nach einiger Ueberlegung bat er die Frau um einen starken Faden. Durch die Brillengläser waren für das Anschrauben der Fassung kleine Löcher gebohrt; dieser Umstand ermöglichte ihm, das unversehrte Glas an dem einen Fadenende zu befestigen; das andere Ende wickelte er um einen Knopf des Waffenrockes. Dann drückte er das Glas wie ein Monokel vor das rechte Auge und übte unter den fürchterlichsten Gesichtsverzerrungen das Einklemmen.

Befriedigt schob er das Einglas in die äussere Brusttasche, ergriff Sack und Karst und tippelte zum Schützenstand. Rasch gewöhnte er sich an die verschwommenen Umrisse der Häuser und Bäume. Als er sich aber dem Schiessplatz näherte, musste er, um seinen Zug herauszufinden, wohl oder übel das Monokel einklemmen. Unglücklicherweise schaute der Häuptling aus wenigen Schritten Entfernung der unmilitärischen Prozedur zu. Er

machte kugelrunde Augen und fragte: «Was soll der Unfug?» Der Füsel klöpfte sich in Achtungstellung, drückte das bedenklich wackelnde Einglas nochmals unter die Brauen und meldete: «Die Brille ist kaputt.» Gleichzeitig rief der Gopferglemmi aus dem Hintergrund: «Der Doktor Glesli merkt den Frühling. Er hat ein Vorfenster bereits ausgehängt.» Dröhndes Gelächter knatterte durch die Kompagnie und die Offiziere grinsten.

Dem Brillenträger ist es nie gelungen, den Sünder einwandfrei zu ermitteln. Der Spitzname Doktor Glesli blieb ihm bis an das Kriegsende.

Johann Caspar Lavater (1741—1801)

D A S M E N S C H E N G E S I C H T

Ein tugendhafter Jüngling schickte sich an, zum erstenmal auf Reisen zu gehen. Beim Abschied sagte ihm der Vater: «Alles was ich mir von dir erbitten, mein Sohn, ist, du mögest mir dasselbe Gesicht wieder zurückbringen.»

*

«Ich will sterben, wenn dieser Mensch kein Schurke ist!» sagte Titus, als er vom Priester Tacitus sprach. «Dreimal habe ich ihn auf der Tribune weinen und schluchzen sehen, als nichts zu Tränen Anlass gab, und zehnmal hat er sich abgewandt, um ein Lächeln zu verbergen, wenn von Lastern und Unglück die Rede war.»

*

«Auf wieviel schätzen Sie mein Gesicht?» fragte ein Unbekannter einen Gesichtskundigen. Dieser antwortete ganz vernünftig, dass dies nicht leicht zu sagen sei. «Es ist fünfzehnhundert Taler wert», sagte der Frager; «denn eine Person, die mich nicht kennt, hat mir soeben nur auf mein Gesicht hin diese Summe geliehen.»

*

Die folgende Stelle ist dem «Lob des Weisen» entnommen:

«Ein Fremder namens Kubisse, der bei Herrn de Langes durch einen Saal ging, wurde von einem Porträt, das unter andern dort hing, so gefesselt, dass er vergass, uns zu folgen. Er blieb stehen und betrachtete dieses Bild. Ungefähr eine Viertelstunde nachher, als Herr Kubisse nicht gekommen war, gingen wir zu ihm und fanden ihn, wie er das Porträt immer noch anschaute. — «Was halten Sie von diesem Bild?» fragte ihn Herr de Langes. «Ist das nicht eine schöne Frau?» — «Ja», antwortete Herr Kubisse, «aber wenn das Porträt wirklich ähnlich ist, hat die Person, die es darstellt, die schwärzeste Seele: es muss eine bösartige Teufelin sein.» — Es war das Porträt der Brinvilliers, der berühmten Giftmischerin, die ebenso bekannt war für ihre Schönheit wie für ihre Untaten, die sie auf den Scheiterhaufen geführt haben.

*

Ein Freund des Grafen de T., der in W. residiert, kam eines Tages zu diesem Herrn, mit gewollt heiterem Gesicht. Nachdem die Angelegenheit, die ihn hergeführt hatte, erledigt war, wollte er sich zurückziehen. «Ich lasse Sie nicht hinausgehen», sagte der Graf. — «Das ist sehr seltsam», antwortete ihm sein Freund; «ich muss weggehen.» — «Sie werden mein Zimmer nicht verlassen», und gleichzeitig schloss der Graf das Zimmer ab. «Um's Himmels willen! Warum das?» «Weil ich auf Ihrem Gesicht lese, dass sie etwas Schlimmes vorhaben.» «Wer? Ich! Können Sie mich dessen fähig halten?» — «Sie haben einen Mord vor, oder ich müsste mich sehr täuschen.» — Bei diesen Worten erleichterte der Besucher und gestand, dass der Graf richtig geraten hatte. Er übergab ihm seine Pistole, die er versteckt mit sich trug und erzählte ihm, was ihn zu dieser Absicht Anlass gegeben hatte. Der Graf war grosszügig genug, um seinen Freund aus der peinlichen Lage zu retten, die ihn zum Verbrechen geführt hätte.

*

Sei und scheine, was du bist. Nichts soll gross oder klein sein in deinen Augen. Sei treu in den geringsten Dingen. Widme deine Aufmerksamkeit dem Gegenstand, der dich gerade beschäftigt, als ob er das einzige Ziel aller deiner Gedanken und Handlungen wäre. Beschränke dich, wenn du kannst, im gegenwärtigen Augenblick auf das, was deinem Wesen am nächsten liegt. Sei genau und gerecht in den geringsten Dingen. Verstehe zu warten. Lerne, alles zu geniessen und auf alles zu verzichten.

(Aus dem Französischen übersetzt von E. O.).